

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 73 (2017)
Heft: 5

Artikel: Das Internet - ein Sprachsündenbabel? : Digitale Kommunikation und Sprachgebrauch
Autor: Möller, Sarah / Sjöberg, Julia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-768593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Internet – ein Sprachsündenbabel?

Digitale Kommunikation und Sprachgebrauch

Von Sarah Möller und Julia Sjöberg¹

Akronyme wie «lol» oder «rofl», mit denen sich in der Internet-Kommunikation Handlungen oder Gefühlszustände ausdrücken lassen, wurden im Zuge der WhatsApp-Kommunikation durch eine breite Palette von bunten Bildzeichen ergänzt: die Emojis, die Emotionen ausdrücken sollen. Ob die weite Verbreitung der Emojis auf die Schriftlichkeit der Sprache Einfluss nehmen könnte, ist eine gängige Fragestellung in den Medien. So titelte die Gratiszeitung *20 Minuten* am 27. 4. 2015: *Zerstören Emojis die Sprache?* Im Artikel wird der Einsatz von Bildschriftzeichen mit dem Zeitalter der Hieroglyphen verglichen und die Frage aufgeworfen, ob die Piktogramme in der Online-Kommunikation zu Spracharmut führen (vgl. Abbildung Seite 147).

Die Linguistin Christa Dürscheid entschärft im selben Artikel diese Bedenken und verweist darauf, dass Emojis weitgehend in der privaten und informellen Kommunikation verwendet werden und eine spielerische Erweiterung der sprachlichen Möglichkeiten bieten. Ausserdem stellen Emojis oftmals nur Substantive dar, weshalb die Kommunikation einzig mit Bildzeichen nur bis zu einem gewissen Grad möglich ist; die komplette Frage «Willst du mit mir einen Kaffee trinken gehen?» lässt sich daher kaum in Piktogrammen abbilden.

In ihrem Buch *Schreiben digital* (2016) skizzieren Christa Dürscheid und Karina Frick darüber hinaus, dass das Abfassen von längeren Texten allein mithilfe von Emojis eine schwierige Angelegenheit ist. Trotzdem sind die Bedenken im Hinblick auf eine allfällige Sprachverarmung nicht leichtfertig von der Hand zu weisen. Auch das Nach-

1 Die Autorinnen Sarah Möller und Julia Sjöberg studieren an der Universität Zürich deutsche Literatur- und Sprachwissenschaft auf Masterstufe. Der Artikel entstand im Rahmen eines Kolloquiums zur digitalen Kommunikation bei Prof. Christa Dürscheid.

richtenmagazin *Der Spiegel* machte am 21. 2. 2015 auf die «Invasion bunter Bildchen» aufmerksam und ging der Frage nach, ob «Emojis die neue Weltsprache» seien. Die Einschätzung, Emojis wiesen das Potenzial für eine universale Weltsprache auf, ist aus der Sicht der beiden Linguistinnen nicht plausibel: So führen sie beispielhaft vor, dass sich die Bedeutung der jeweiligen Bildzeichen «je nach Kultur unterscheidet und zum Teil sogar individuell ausgehandelt werden muss».

Dieser Beitrag zu den Emojis bringt die öffentlichen Bedenken und Sorgen hinsichtlich des drohenden Sprachverfalls durch die digitale Kommunikation ans Licht. Gleichzeitig rückt angesichts dieser Besorgnis auch die Perspektive der Sprachwissenschaft ins Blickfeld: Ihre Sichtweise ist eher beschreibend als wertend und steht der Befürchtung, es drohe eine Sprachverarmung, kritisch gegenüber.

Im Folgenden wollen wir versuchen, uns sowohl der Betrachtungsweise der Öffentlichkeit als auch derjenigen der Sprachwissenschaft anzunähern und die Folgen der digitalen Kommunikation für den Sprachgebrauch aus beiden Perspektiven zu skizzieren. Dabei geht es uns allerdings nicht primär um die Unvereinbarkeit zweier Sichtweisen, sondern um die zahlreichen Querverweise, die im Zuge dieses Diskurses zwischen der Öffentlichkeit und der Sprachwissenschaft entstehen.

1. Öffentlichkeit und Medien

Worin genau liegen also die Vorbehalte gegenüber den digitalen Kommunikationsmitteln? Dürscheid und Frick identifizieren eine häufig in der Öffentlichkeit anzutreffende Sorge darin, dass Schreibweisen, wie sie in digitalen Medien geläufig sind, «auch in Texten auftreten könnten, in denen sie nicht angemessen sind (z. B. in der Schule oder am Arbeitsplatz)». Es werden aber auch Stimmen laut – erläutern die Autorinnen weiter –, die einen grundsätzlichen, durch digitale Medien ausgelösten Sprachverfall befürchten oder den häufigen Kontakt mit Texten aus dem Internet für einen Verlust von Sprachkompetenz im Allgemeinen verantwortlich machen.

Wie gehen nun journalistische Medien mit diesen Befürchtungen um? Auch wenn gemeinhin der Öffentlichkeit eine «besorgtpessimistische Sicht auf den Sprachgebrauch» zugeschrieben und der Sprachwissenschaft eine wertfreie Beschreibung oder allenfalls eine positive Bewertung von Sprachwandelphänomenen attestiert wird, scheint diese strikte Trennung bei genauerer Betrachtung nicht gegeben. So resümieren die Linguistinnen: «In den Medien sind durchaus positive Beurteilungen zum Sprachgebrauch in der digitalen Alltagskommunikation zu finden. Fast möchten wir behaupten, dass die positive Berichterstattung überwiegt.»

Dieser Punkt lässt sich etwa anhand des folgenden Beitrags von Radio SRF verdeutlichen, dessen Titel schon das Fazit verrät: *Warum uns Computer und SMS nicht dümmer machen*. Hier werden gesellschaftliche Bedenken hinsichtlich des Sprachgebrauchs aufgegriffen und differenziert beleuchtet. Vorurteile wie «Dieser blöde Computer ist schuld!», so hiess es in der Sendung, zielen meist darauf ab, dass die fortschreitende Digitalisierung zu einem Verlust von Schreib- und Lesekompetenzen führe. Im Detail lauten die Befürchtungen wie folgt:

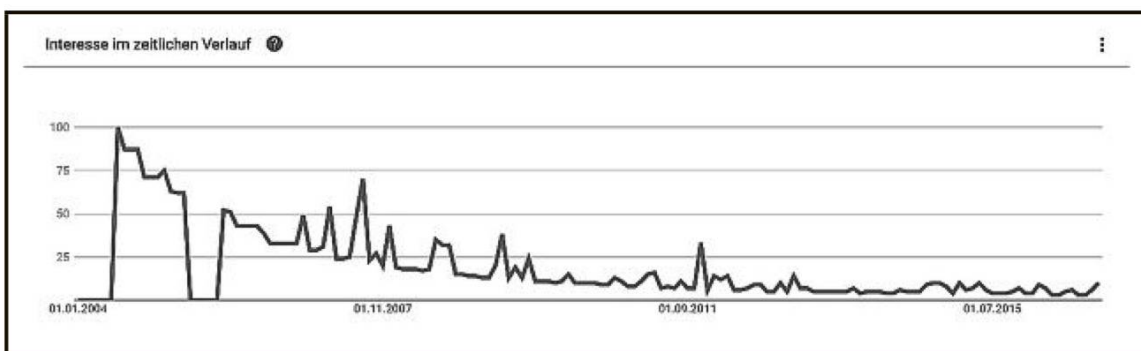
- Weil wir nur noch in unsere Handys starren, reden wir nicht mehr miteinander und beherrschen das Gespräch auch immer weniger.
- Weil wir statt Briefe SMS schreiben, verlüdert unsere Sprache, wird ungenau und immer untauglicher, um komplexe Sachverhalte zu vermitteln.
- Weil wir nur noch häppchenweise Texte lesen, stehen wir mit schwierigeren Texten schnell auf Kriegsfuss.
- Das alles gilt vor allem für die Jugend. (SRF 4, 8. 9. 2016)

Der SRF-Beitrag geht auf alle diese Vorstellungen ein und lässt Forschende wie Martin Luginbühl von der Universität Basel oder Christa Dürscheid zu Wort kommen. Für beide sind die pessimistischen Argumentationen auch ein kulturelles Phänomen: «Immer wenn neue Medien ins Spiel kamen, haben konservative Kräfte den Niedergang bestehender Kompetenzen vorausgesagt», meint Luginbühl im Hinblick auf das Aufkommen von Romanen im 15. und 16. Jahrhundert.

Den nuancierten Umgang der Presse mit diesem Thema erklären Dürscheid und Frick dadurch, dass die Journalisten inzwischen die Möglichkeit haben, auf empirische Studien zum Thema zu verweisen und dass häufig Experten die Gelegenheit erhalten, sich in den Artikeln zu äussern. Das kann zum Beispiel in Form eines Interviews geschehen oder indem die Experten selbst Beiträge in den Massenmedien veröffentlichen und sprachwissenschaftliche Erkenntnisse so erklären, dass sie auch für Laien zugänglich und verständlich sind. Es deutet also vieles darauf hin, dass sich Wissenschaft und Öffentlichkeit nicht – wie oft angenommen – diametral gegenüberstehen und dass die Medien ihrer Vermittlerrolle in den meisten Fällen relativ sachlich nachkommen.

«Netzsprache» weniger gefragt

Betrachtet man zuletzt noch die Zahl der Treffer zu «Netzsprache» in *Google Trends* (andere Suchbegriffe wie «Sprachwandel Internet» oder «Sprachverfall Internet» ergaben zu wenige Treffer, um analysiert werden zu können), so scheint das Interesse an diesem Thema seit 2004 abzunehmen. Allerdings darf diese einzelne Beobachtung nicht überschätzt werden, denn es bedürfte natürlich einer grösser angelegten Studie, um zu eruieren, ob und inwiefern die «Netzsprache» ihren Status als Reizthema (bereits wieder) verloren hat.



Interesse am Suchbegriff «Netzsprache» (www.google.com/trends)

Aufgrund der Komplexität des Themas ist der Einfluss der digitalen Kommunikation auf den Sprachgebrauch kaum in seiner Gesamtheit fassbar. Dennoch sollen die auf den folgenden Seiten vorgestellten zwei Studien eine Annäherung an das Phänomen erlauben.

2. Studien zu digitalen Sprachmerkmalen

2.1 Der Einfluss auf die schriftliche Kommunikation

Eine Arbeit der Linguistin Angelika Storrer (2014) untersucht den Einfluss digitaler Kommunikation anhand empirischer Methoden. Um die internetbasierte Kommunikation theoretisch einzuordnen, unterscheidet Storrer zwischen *interaktionsorientierter* und *textorientierter* Schreibhaltung. Bei der ersteren liegt die «laufende Interaktion» im Fokus, womit der schnellen Reaktion grössere Wichtigkeit beigemessen wird. Dagegen ist für die letztere «die Prägnanz und Elaboriertheit des sprachlichen Ausdrucks» bedeutsam, die durch (wiederholtes) Überarbeiten erreicht werden kann. Folglich sind die Ergebnisse, die aus der *interaktionsorientierten* bzw. der *textorientierten* Schreibhaltung resultieren, also etwa ein SMS bzw. ein Aufsatz, nicht anhand der gleichen Kriterien bewertbar.

Im nächsten Schritt versucht Storrer, die neuen Schreibformen mittels des Begriffs *Ausbau* einzuordnen, den Peter Koch und Wulf Oesterreicher im Zusammenhang mit Sprachformen der Nähe bzw. der Distanz und ihren medialen Ausprägungen verwenden. Der *extensive Ausbau* bezeichnet die Ausdifferenzierung von schriftlichen Diskurstraditionen, also von historisch übermittelten, konventionalisierten sprachlichen Mustern im Zuge der Entwicklung einer Sprache. Dies geschieht vorwiegend im Bereich der konzeptionell schriftlichen Kommunikation, d. h. am Pol der Distanz, wo sowohl schriftlich als auch mündlich eine formellere Ausdrucksweise erwartet wird (wie beispielsweise in einem Geschäftsbrief oder in einer offiziellen Rede). Der *intensive Ausbau* hingegen umfasst die Ausbildung des «Inventar[s] der Ausdrucksmittel einer Einzelsprache», also von sprachlichen Formen, in denen die neu entstandenen Diskurstraditionen zutage treten.

Die neuen Medien, argumentiert Storrer, tragen nun zum *extensiven* Ausbau der deutschen Sprache bei, es entstehen durch sie neue Diskurstraditionen. Im Gegensatz zu früheren Entwicklungen finden diese aber am Pol der Nähe statt, also in der konzeptionellen Münd-

lichkeit, wo eine informelle Ausdrucksweise eher als angemessen empfunden wird (wie bei einer Postkarte oder einer WhatsApp-Nachricht) – und damit in einem Bereich, der bisher weniger von schriftlichen Diskurstraditionen abgedeckt war. In diesem Bereich ist, etwas salopp formuliert, schlicht «mehr Platz» für Entwicklungen, was sich auch auf die Ausdrucksweise auswirkt: «Hierbei bilden sich Versprachlichungsmuster heraus, die auf typische Kommunikationsbedingungen am Nähepol – situative Einbettung, geringe Planung, Dialogizität, Emotionalität – hin zugeschnitten sind.» Diese Entwicklungen beschränken sich natürlich nicht auf das Deutsche, sondern lassen sich für alle Kultursprachen nachweisen.

Aufgrund dieser theoretischen Vorbetrachtungen formuliert Storrer die Frage nach dem Einfluss der internetbasierten Kommunikation folgendermassen: «Für die Bewertung ist im Grunde entscheidend, ob die Schreibtraditionen am Distanzpol, also z. B. die Schriftlichkeit in der journalistischen Prosa, in wissenschaftlichen Fachtexten oder in der Belletristik, negativ beeinflusst werden.»

Zur Klärung führte Storrer zwei empirische Untersuchungen durch: Sie durchforstete einerseits die Wochenzeitung *Die Zeit* und andererseits das Online-Lexikon Wikipedia im Hinblick auf die Verwendung von typischen sprachlichen Merkmalen der internetbasierten Kommunikation – also zwei Plattformen, wo eine Orientierung an der Sprache der Distanz erwartet wird.

Die Zeit ohne «lach» oder «seufz»

In der ersten Untersuchung wurden alle Ausgaben der *Zeit* aus dem *DWDS-Korpus* 1991–2009 ausgewertet. Der Zeitraum begründet sich mit der Verbreitung des Internets. Gesucht wurde nach dem Vorkommen des Akronyms «lol» (‹laugh out loud›) und nach verschiedenen Inflektiven (d. h. die in Comics viel verwendete, unflektierte Verbform, welche im Deutschen dem Verbstamm ohne Endung entspricht, vgl. «seufz»). In der folgenden Tabelle sind die Resultate zusammengefasst:

Form	Gesamtzahl der Treffer	homographe Formen (false positives)	metakommunikative Belege	echte Belege (true positives)
lach	133	128	5	0
freu	102	101	1	0
lol	20	4	16	0
wink	17	17	0	0
grins	3	2	1	0

Ergebnisse DWDS-Korpus «Die Zeit» (Storrer 2014: 180; dwds.de)

Die Resultate sind eindeutig: Es wurde kein einziger echter Beleg für die Verwendung dieser Formen im Korpus gefunden. Die Treffer lassen sich in jedem Fall entweder als *false positives* erklären (also etwa als Imperativ) oder stellten sich als Zitierung der Form in einem metakommunikativen Kontext heraus (also wenn *über* sie geredet wird).

Vor und hinter den Wikipedia-Kulissen

In einer zweiten Untersuchung überprüfte Storrer diese Ergebnisse anhand einer Analyse von Wikipedia. Der Unterschied zur Zeitung *Die Zeit* besteht darin, dass auf Wikipedia grundsätzlich jeder Einträge erstellen und bearbeiten kann. Ausserdem sind die Artikelseiten, auf denen die eigentliche Information zum Suchbegriff zu finden ist, mit Diskussionsseiten verlinkt, die den Nutzern einen Austausch über den Artikel ermöglichen. Die Artikel- und die Diskussionsseiten wurden in der Analyse gesondert betrachtet, im Hinblick auf einen Vergleich zwischen den textorientierten Artikeln und den interaktionsorientierten Diskussionen.

Untersucht wurde eine Kopie aller deutschsprachigen Wikipedia-Einträge vom 28. 6. 2009 (konkret 1 011 112 Artikelseiten sowie 303 741 Diskussionsseiten). Die gesuchten Merkmale waren, wie aus den beiden folgenden Tabellen erkennbar, verschiedene Emoticons und Inflektive, aber auch das internettypische Akronym «lol».

Suchformen	Treffer	Pseudotreffer	Belege
lol *lol*	59	59	0
seufz *seufz*	0	0	0
grins *grins*	46	46	0
lach *lach*	170	170	0
freu *freu*	47	47	0
wink *wink*	266	266	0
;-) [zwinkernd]	8	6	2
:-) [lächelnd]	338	337	1
:) [lächelnd]	127	127	0
:;) [zwinkernd]	46	44	2
:-([missmutig]	36	36	0
:([missmutig]	50	49	1

Ergebnisse Wikipedia-Artikelseiten

(Storrer 2014: 184, Ergänzungen «Sprachspiegel»)

Suchformen	Treffer	Pseudotreffer	Belege
lol *lol*	646	11	615
seufz *seufz*	223	1	222
grins *grins*	192	19	173
lach *lach*	180	67	113
freu *freu*	239	188	51
wink *wink*	128	123	5
;)	25 350		
:-)	24 211		
:)	10 424		
:;)	9 893		
:-(1 438		
:(822		

Ergebnisse Wikipedia-Diskussionsseiten (Storrer 2014: 183).

Während auf den Diskussionsseiten alle gesuchten Merkmale vorkommen, finden sich auf den Artikelseiten nur sechs Belege für Emoticons, die restlichen Merkmale sind nicht nachweisbar. Die Ergebnisse dieser beiden empirischen Untersuchungen fasst Storrer so zusammen:

Kompetente Schreiber sind offensichtlich in der Lage, ihren Schreibstil an die jeweiligen Gegebenheiten anzupassen und (...) sogar beide Schreibstile im Rahmen ein und derselben Anwendung für unterschiedliche Teilaufgaben (...) zu nutzen.

(Storrer 2014: 185)

Diese Resultate legitimieren die Einschätzung, dass die internetbasierte schriftliche Kommunikation als Ausbau ausgelegt werden kann: «Die Deutung als Ausbau impliziert des Weiteren, dass sich die neuen Formen parallel – und nicht in Konkurrenz – zu den Normen der redigierten Schriftsprache entwickeln.» Die textorientierte schriftliche Kommunikation scheint also gemäss dieser Studie nicht von der interaktionsorientierten Kommunikation beeinflusst – oder sprachpuristisch ausgedrückt: nicht «gefährdet».

2.2 Der Einfluss auf die mündliche Kommunikation

Eine Studie von Nils Schmidt (2012) geht dem Einfluss der digitalen Medien auf die mündliche Kommunikation nach. Schmidt hat zu diesem Thema eine Umfrage bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen (11 bis 28 Jahre) durchgeführt, in der wie bei der Studie zum schriftlichen Gebrauch die Chat-Akronyme als netzsprachliches Merkmal im Zentrum stehen. Insgesamt nahmen 270 Personen teil, wobei das Geschlechterverhältnis nahezu ausgeglichen war. Erfragt wurde neben der Verwendung und der Bekanntheit der Akronyme sowie ihrer Bedeutung auch die Häufigkeit des Chattens (Plaudern via Tastatur).

Die folgende Tabelle zeigt, wie viele Probanden (in Prozent) angaben, die verschiedenen Akronyme auch in der mündlichen Kommunikation zu verwenden:

btw [‹by the way›]	3,7
hf [‹have fun›]	4,8
lol [‹laugh out loud›]	52,6
omg [‹oh my god›]	35,9
rofl [‹rolling on the floor laughing›]	10,0
wtf [‹what the fuck›]	25,9

*Mündliche Verwendung der Akronyme
(Schmidt 2012: 42, Ergänzungen der Autorinnen)*

Daraus lässt sich entnehmen, dass «lol» am häufigsten auch mündlich gebraucht wird, danach folgen (allerdings deutlich seltener) «omg», «wtf» und seltener «rofl», während «btw» und «hf» kaum verwendet werden. Die Verwendung hängt allerdings, wie Schmidt nach einer genaueren Analyse der Ergebnisse feststellt, von verschiedenen, zum Teil soziolinguistischen Variablen ab: So sind es vor allem die jüngeren (11- bis 17-jährigen) und männlichen Probanden, die diese Formen auch mündlich verwenden. Nur «omg» wurde häufiger von weiblichen Probanden genannt. Weiter konnte, ausser für das Akronym «lol», eine Korrelation zwischen der Häufigkeit des Chattens und der mündlichen Verwendung ausgemacht werden.

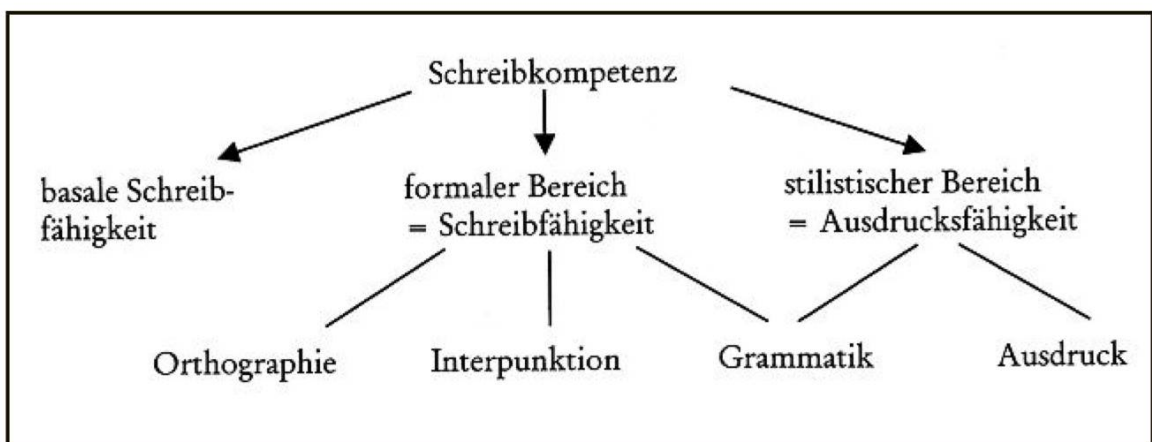
Gewisse Merkmale der digitalen Kommunikation scheinen also auch in die gesprochene Sprache Eingang gefunden oder sich wie «lol» sogar bis zu einem gewissen Grad etabliert zu haben. Die Untersuchung von Schmidt beruht allerdings auf einer Introspektion der Sprecher, möglicherweise stellten die Befunde einer gesprächsanalytischen Untersuchung das Phänomen in anderer Weise dar. Es bleibt auch zu klären, ob und wie andere Merkmale der internetbasierten Kommunikation sich in die mündliche Kommunikation «übersetzen» lassen. Ein Beispiel dafür wäre die «Hashtag-Geste», von der auch die *Welt Online* 2013 berichtete:

Längst lebt die wortreiche Raute nicht mehr nur in der digitalen Welt. Wie in Handzeichen übersetzten Anführungszeichen gibt es auch für den # eine Geste: Wer seine oldschoolemässig

mündlich getätigten Äußerungen hashtaggen will, lege die ausgestreckten Zeige- und Mittelfinger beider Hände übereinander.
(Welt Online, 7. 11. 13)

Mit dem *Hash*-Zeichen (#) werden im Internet-Forum Twitter *Tags* gesetzt, also Markierungen; Anklicken führt zu weiteren Beiträgen über das Stichwort.

3. Aspekte der Schreibkompetenz



Brommers graphische Darstellung der Schreibkompetenz (2007: 317)

Der Begriff der Schreibkompetenz wird nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Sprachwissenschaft uneinheitlich verwendet. Dies deshalb, weil es sich dabei um einen komplexen Terminus handelt und oftmals unklar bleibt, welche Aspekte unter «Schreibkompetenz» subsumiert werden, wie etwa Günthner und ihre Mitautoren (2012) feststellen. Während in den Medien vornehmlich Grundkompetenzen wie Orthographie, Interpunktion oder Grammatik ins Gewicht fallen, schliesst die Linguistin Sarah Brommer (2007) den stilistischen Bereich – die *Ausdrucksfähigkeit* – in ihre Überlegungen ein. Gemäss Brommers Modell umfasst die Schreibkompetenz sowohl die «Beherrschung von gesellschaftlichen Schreibnormen» als auch die Fähigkeit, diese angemessen und bewusst einzusetzen.

Wer ohne Rechtschreibfehler schreiben kann, ist in diesem Verständnis noch nicht schreibkompetent. Dazu bedarf es zudem der

Kompetenz, in einer Situation angemessen zu schreiben und den Text sowohl stilistisch als auch grammatikalisch den kontextuellen Normen anzupassen. Je nach situativem Kontext, so erläutert Brommer weiter, werden entsprechende Erwartungen an einen bestimmten Text herangezogen; die angemessene Gestaltung der jeweiligen Textform bildet somit das Ziel der Schreibkompetenz.

Dieser Befund ist im Hinblick auf die digitale Kommunikation von grosser Bedeutung. Denn Brommers Überlegungen folgend sind beispielsweise Rechtschreibfehler in WhatsApp-Nachrichten nicht zwingend Ausdruck mangelnder Schreibkompetenz – im Gegenteil: Die private und informelle Smartphone-Kommunikation bietet vielen Nutzerinnen eine Plattform für spielerische Normbrüche. Insbesondere für Jugendliche spielt die schulische Norm im privaten Austausch mit Freunden eine weitaus geringere Rolle:

Aspekte wie Spontaneität, Emotionalität, Unmittelbarkeit des schriftlichen Austausches sind hier wichtiger als die Beachtung der Norm. [...] Eben weil dieses Schreiben in einem nicht-schulischen Rahmen stattfindet, haben die Jugendlichen grössere ortho- und typographische sowie stilistische Freiheiten wie die Möglichkeit, ihrer Phantasie bei der Schreibung eines Wortes freien Lauf zu lassen. (Brommer 2007: 41)

Wenngleich also die private Alltagskommunikation gewisse Normbrüche erlaubt, darf nur so weit von der Norm abgewichen werden, wie die geglückte Verständigung noch gewährleistet ist. Brommer hält weiter fest, dass sich in der digitalen Kommunikation bestimmte Normabweichungen bereits so sehr etabliert haben, «dass von neuen Konventionen, mithin sogar von einer neuen situativen Norm gesprochen werden kann». Vor diesem Hintergrund folgert sie, dass orthographische Fehler in der privaten und digitalen Kommunikation keineswegs ein Zeugnis mangelnder Schreibfähigkeit sein müssen. Schliesslich lässt sich die Qualität eines Textes an erster Stelle hinsichtlich seiner Angemessenheit beurteilen, «auch wenn dieser unter Umständen, nämlich wenn es die Situation verlangt, auf Kosten der Rechtschreibung oder anderer kodifizierter Regelbereiche geht». So kann «Falsches» –

wie es Brommer resümierend auf den Punkt bringt – im Kontext der digitalen Kommunikation durchaus «richtig» sein.

Doch es fragt sich, ob der Wechsel zwischen dem alltäglichen Freizeitschreiben und dem institutionellen Schreiben (Geschäftsmail, universitäre Kommunikation, Schulaufsätze etc.) tatsächlich so reibungslos funktioniert. Hat die informelle Schreibweise der digitalen Kommunikation nicht doch einen Einfluss auf das Schreiben in formellen Kontexten? In diesem Zusammenhang bietet es sich an, den Fokus auf die Studierenden und die universitären Kommunikationsformen zu verschieben – denn auch sie bleiben von der Klage über den vermeintlichen Sprachverfall nicht verschont.

Schreibkompetenz im universitären Umfeld: «Huhu, Prof»?

Am 1.9.2016 erschien im Studentenmagazin *Zeit Campus* ein humorvoller Artikel über die E-Mail-Kommunikation zwischen Studierenden und Dozierenden. Darin beklagt sich Günther Lange – Dozent an der Technischen Universität Ilmenau – über flapsige E-Mails, die er von Studierenden erhält. In einem Aufruf an alle Studierenden kritisiert er die Vernachlässigung der Gross- und Kleinschreibung sowie Grussformeln wie «Hallo», «Hi» oder – aus seiner Sicht besonders albern – «Tschüsschen».

Wer solche E-Mails schreibt, so meint Lange, dem ist sein Anliegen nicht ernst genug. Deshalb hat der Dozent angefangen, hier zu intervenieren. So heisst es auf der Website seines Fachgebiets, «dass E-Mails, bei denen die Form nicht gewahrt ist, nicht beantwortet werden». Weiter ergänzt Lange: «Wenn mich ab und an trotzdem noch eine Mail erreicht, in der ohne Punkt und Komma und in kumpelhaftem Ton geschrieben wird, bitte ich diesen Studenten zu mir in die Sprechstunde und mache darauf aufmerksam.»

Im selben Artikel widerspricht die Studentin Katharina Meyer zu Eppendorf diesen Anschuldigungen und kontert, dass Professoren und Professorinnen eigentlich noch schlimmer seien. So erhielt sie auf ein

ausführliches E-Mail, in der sie das Thema einer politikwissenschaftlichen Hausarbeit umriss und um eine Sprechstunde bat, lediglich eine Antwort mit drei Wörtern: «Ist gut, MfG.» Für Meyer zu Eppendorf ist diese knappe Antwort Ausdruck eines hierarchischen Gefälles zwischen Dozierenden und Studierenden. Denn sie als «Tiefergestellte» kann es sich kaum erlauben, mit «Ok, LG» zu antworten – es wäre ein Fauxpas sondergleichen. Angesichts solch minimalistischer Mails, die sie von Professorinnen und Professoren erhält, fühlt sie sich allerdings vor den Kopf gestossen: Dass ihr Gegenüber auf ein höflich und förmlich geschriebene Mails derart knapp antwortet, zeugt für die Studentin von mangelndem Respekt. In diesem Zusammenhang führt sie die von Lange angerissene Debatte auf das Uni-System und das Faktum zurück, dass Lehrende und Lernende nicht auf derselben Augenhöhe stehen.

Die Linguistin Jana Kiesendahl hat 2011 eine ausführliche Studie zu genau diesem Thema publiziert. In ihrer Arbeit mit dem Titel *Status und Kommunikation – ein Vergleich von Sprachhandlungen in universitären E-Mails und Sprechstundengesprächen* untersucht sie den Zusammenhang zwischen der gesprochenen Sprache und dem Kommunikationsstil in institutionellen, hierarchisch geprägten E-Mail-Kommunikationen. Dabei geht sie der Frage nach, inwiefern der Status und die institutionelle Rolle sprachlich angedeutet werden. Sie kommt zum Schluss, dass es die von Meyer zu Eppendorf angesprochenen Hierarchien gibt und sich insbesondere die Studierenden fortlaufend an ihren eigenen Status und den der Lehrenden anpassen.

Kiesendahls Studie entkräftet die Klage von Günther Lange weitgehend, allerdings für eine frühere Zeit. Das lässt sich anhand ihrer Korpusauswertung zu den Anrede- und Grussformen nachzeichnen. So hat sie 463 E-Mails von Studierenden und Lehrenden der Universität Greifswald ausgewertet und dabei die folgende quantitative Verteilung der Anredeformen erfasst: Während bei den Studierenden die formelle und höfliche Anrede «Sehr geehrte/r ...» überwiegt, verwenden Lehrende die Formel «Liebe/r ...». Wenngleich dies die Hierarchie zwischen Studierenden und Lehrenden gewissermassen bestätigt, wirkt «Liebe/r ...» dafür etwas vertrauter.

Punkto Gross-/Kleinschreibung beschäftigt sich die Linguistin mit einem studentischen E-Mail, das ausschliesslich in Kleinbuchstaben geschrieben wurde. Die Form der Kleinschreibung führt Kiesendahl auf einen Normbruch zurück, wie er vorwiegend in privaten E-Mail-Kommunikationen üblich ist. Prompt macht die Dozentin in ihrer Antwort auf diese Normverletzung aufmerksam, wenn sie bemerkt: «PS: Hat Ihr PC Probleme mit der Grossschreibung?» An diesem Beispiel ist nicht zuletzt sichtbar, dass die informelle Schreibweise in der Tat Einfluss auf die institutionelle und hierarchisch geprägte E-Mail-Kommunikation nehmen kann.

So verweisen auch Dürscheid und Frick auf eine zunehmende Informalisierung (Kleidungsstil, Umgangsformen, Sprachgebrauch), die sich möglicherweise auch in normgebundenen Texten niederschlägt. Es fragt sich, ob sich diese Informalisierung unterdessen auch in der universitären E-Mail-Kommunikation empirisch verifizieren liesse – schliesslich beschäftigt sich Kiesendahl mit einem Mail-Korpus, das 2007 entstanden ist und somit bereits zehn Jahre zurückliegt. Ausserdem ist es denkbar, dass die Situation in der Schweiz von jener in Deutschland abweicht.

Halten wir fest: Sprachwandel passiert so oder so, die Sprache dient als Mittel zur sozialen Kommunikation und muss entsprechend flexibel sein. Um diesem Sprachwandel offen zu begegnen, ist es notwendig, dass unsere Normbegriffe anpassungsfähig bleiben. Dass sprachliche Normbrüche im Zuge der digitalen Kommunikation nicht zuletzt auch für die Kunst fruchtbar sind, zeigt abschliessend der Blick auf die Literatur.

Normabweichungen als rhetorische Stilmittel

Der Publikumspreis 2016 des Ingeborg-Bachmann-Preises ging an eine junge Autorin, die mit den neuen Medien gross geworden ist und den Sprachgebrauch der digitalen Kommunikation zum Grundprinzip ihres literarischen Schaffens macht: Zu ihrer Berühmtheit verhalf der Wienerin Stefanie Sargnagel (eigentlich Sprengnagel) das Buch

Fitness (2015), das aus einer Sammlung von Facebook-Posts besteht. Die Einträge auf dieser Internet-Plattform sind allesamt – einem Tagebuch ähnlich – datiert und stammen von einer jungen Kunststudentin, die nebenbei in einem Callcenter arbeitet. Mit ihrem Sammelsurium von Facebook-Einträgen wirft Sargnagel unweigerlich auch Fragen nach dem Normbegriff der literarischen Sprache auf. Dies ist beispielhaft an den folgenden Posts aus dem Buch sichtbar, die nicht nur sprachliche Merkmale der digitalen Kommunikationsformen aufweisen, sondern diese gleichsam reflektieren:

- 1. 3. 2014 Die Menschen torkeln strange durch die U-Bahn
- 7.10.2014 Ich bin im 16. Semester *stolz*.
- 7.10.2014 Wenn ich den Kunstmagister mache, könnte ich auch ohne Matura alles studieren, was ich will: Hippieistik, Snobwissenschaften, Langweiligologie.
- 8. 10. 2014 Studieren ist SO SCHWER! Man muss so viel INITIATIVE ergreifen. Ich HASSE Initiative.
- 11.10.2014 Ohne Smartphone fühle ich mich amputiert.
- 17. 4. 2015 Wenn du traurig bist, schreib ich dir einfach «hdl» [hab dich lieb] von meinem Nokia 3210.
- 17. 4. 2015 In die Bücherei gehen, konzentriert lesen. 15 Minuten lang alte Nokia-Modelle googeln, Fizzers essen. Mhhh, Fizzers.

Es liessen sich noch zahlreiche weitere Beispiele dieser Art anführen, die man genauer unter die Lupe nehmen könnte. Interessant sind allerdings auch die Reaktionen der Literaturkritik: Während Sargnagel zum einen als junge Stimme der «Befindlichkeitsliteratur 2.0» (SRF 3, Lesezunder, 14. 7. 2016) gefeiert wird, stempeln sie andere als «It-Girl der neuen Medien» ab (Deutschlandradio, 2. 12. 2015). Angesichts dieser stark auseinandergelassenen Meinungen – aber auch der Tatsache, dass Sargnagel den Publikumspreis ausgerechnet im Rahmen einer Online-Umfrage gewann – lässt sich beobachten, wie sprachliche Normbegriffe auch in der Literatur neu verhandelt werden.

Dabei steht die Frage im Zentrum, ob Merkmale der digitalen Kommunikation auch literarisch sein können. Dieser Diskussionspunkt ist nicht neu; bereits 2006 erschien Daniel Glattauers E-Mail-Roman *Gut*

gegen Nordwind. Das Werk, das einer modernen Version des Briefromans entspricht, wurde zum Bestseller und war für den Deutschen Literaturpreis nominiert. Oliver Jungen betonte in seiner Rezension die Intimität, die Glattauers E-Mail-Roman an den Tag legt (vgl. FAZ, 7. 11. 2006) – darin liegt aus unserer Sicht eine Gemeinsamkeit mit Sargnagels *Fitness*. So lautet der Facebook-Post ihrer Protagonistin am 26. 12. 2014: «Mein Privatleben geht alle etwas an.» Die Frage, inwiefern die private und die informelle Kommunikation einen Einfluss auf den Sprachgebrauch sowie das Schreibverhalten im Allgemeinen ausüben, ist auch damit noch lange nicht abschliessend beantwortet.

Literatur (verknüpft: www.sprachverein.ch/sprachspiegel_pdf/Sprachspiegel_2017_5.pdf)

Bethge, Philip (2015): Invasion der Emojis. In: Spiegel Online, 21.2.15. www.spiegel.de/spiegel/print/d-131927918.html.

Brommer, Sarah (2007): «Ein unglaubliches Schriftbild, von Rechtschreibung oder Interpunktion ganz zu schweigen» – Die Schreibkompetenz der Jugendlichen im öffentlichen Diskurs. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35, S. 315–345.

Dürscheid, Christa / Frick, Karina (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart: Alfred Körner Verlag (= Einsichten 3). Dürscheid, Christa / Wagner, Franc / Brommer, Sarah (2010): Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien. Mit einem Beitrag von Saskia Waibel. In: Linguistik – Impulse & Tendenzen, 41. Berlin/New York: De Gruyter.

Glattauer, Daniel (2006): Gut gegen Nordwind. München: Goldmann.

Günthner, Susanne / Imo, Wolfgang / Meer, Dorothee / Schneider, Jan Georg (Hrsg.) (2012): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin/New York: De Gruyter.

Jungen, Oliver (2006): Ach, wenn ihr Kabel nicht wär'. Oberflächenpolitik: Daniel Glattauer flirtet per E-Mail. FAZ Online, 7.11.06. www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/ach-wenn-ihr-kabel-nicht-waer-1386428.html.

Kiesendahl, Jana (2011): Status und Kommunikation. Ein Vergleich von Sprechhandlungen in universitären E-Mails und Sprechstundengesprächen. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

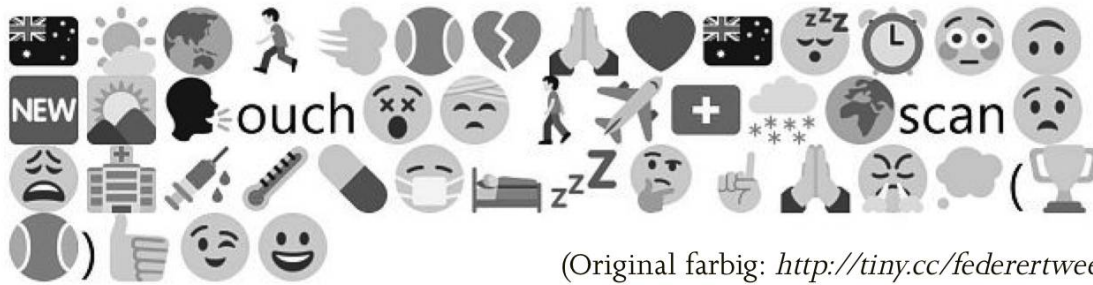
Lange, Günther / Meyer zu Eppendorf, Katharina (2016): «Huhu, Prof, läuft das mit Hausarbeit?» In: Zeit Campus Online, 1.9.16. www.zeit.de/2016/35/e-mails-professoren-studenten-formalitaeten-stil-hoeflichkeit/komplettansicht.

Meinert, Julika (2013): Raute mit #Wirkung. Welt Online, 7.11.2013. www.welt.de/kultur/article121657547/Raute-mit-Wirkung.html.

Sargnagel, Stefanie (2015): Fitness. Wien: RDE.

Schlosser, Simone (2015): Facebook-Star Stefanie Sargnagel, ein It-Girl der neuen Medien. In: Deutschlandradio Kultur, 2.12.15. www.deutschlandradiokultur.de/facebook-star-stefanie-sargnagel-ein-it-girl-der-neuen.2156.de.html?dram:article_id=338578.

Roger Federer twittert mit Emojis



(Original farbig: <http://tiny.cc/federertweet>)

Übersetzung nach *Tagesanzeiger Online*, 4. 2. 2016: An Australiens Sonne gereist, springt er «dem Ball nach, bis sein Herz gebrochen ist. Doch die Liebe seiner Nächsten muntert ihn wieder auf. Er schläft noch einmal in Australien, der Wecker schrillt, ein neuer Tag bricht an, und sofort ruft er aus: <Autsch!> Er verspürt einen starken Schmerz, lässt sich verarzten, kann wieder laufen und fliegt zurück in die Schweiz, wo es schneit. Rund um den Globus, natürlich. Dort wird ein MRI gemacht. Er ist bestürzt über das Resultat und begibt sich ins Spital, wo er unter Narkose operiert wird. Er bangt, ob alles gut gelaufen sei, träumt von Pokalen. Und nachdem er positiven Bescheid bekommen hat, strahlt er schon wieder». *red.*

Schmidt, Nils (2012): Chatakronyme in der deutschen Gegenwartssprache: Untersuchungen zur mündlichen Verwendung und Lexikalisierung. In: Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten 12, S. 1–109. <https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/frontdoor/index/index/docId/5448>.

Sigrist, Stephanie (2015): Zerstören Emojis die Sprache? In: 20 Minuten Online, 27.4.2015. www.20min.ch/digital/news/story/29249142.

Storrer, Angelika (2014): Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation? Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde. In: Plewnia, Albrecht / Witt, Andreas (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 201. Berlin/New York: De Gruyter, S. 171–196.

Warum uns Computer und SMS nicht dümmer machen. Radiosendung, ausgestrahlt auf SRF 4 News, 8.9.16. www.srf.ch/news/schweiz/warum-uns-computer-und-sms-nicht-duemmer-machen.

Zucker, Nora (2016): Lesezunder. «Fitness» – Facebookposts mit Tiefgang von Stefanie Sargnagel. Radiosendung, ausgestrahlt auf SRF 3, 14.7.16, www.srf.ch/sendungen/lesezunder/fitness-facebookposts-mit-tiefgang-von-stefanie-sargnagel.

«Emoticons, Emojis & Co.» auf S. 53 und www.sprachverein.ch/netztipp_pdf/tipp35.pdf mit Link zu: Christa Dürscheid / Christina M. Siever (2017): Jenseits des Alphabets. Kommunikation mit Emojis. In: ZS für Germanistische Linguistik 45/2, S. 256–285.